## Der Charlie.

**Ein Viertelstündchen beim Barbier.**

Die Pallitix ..... bleibe Sie nor ruhig im Schähe liege un mache Sie kein falsche Muhv, sonst ..... sehe Sie, da habe Sie'ß! Jetz bin ich Ihne mit der Brusch in de Mund geschlippt un bei dene hohe Sohppreises kann ich's nit erfordere, Sie frieh off Schahrbsch mit Seifeschaum zu siede. Pliehs liehp lweiet.

Sie meine off lohrs ich will ieber Pallitix tahte? Noh Sörrieh, sell ieberlaß ich dene Profeschenells, wo da dervon ihr Lebe mache, ich kann vorläufig noch in meim Trähd e onnest Living mache. Ich betracht die Pallitix änniweh nor vom Bissenefzstandpunt un sell iß in meiner Opinnjen auch der einzig richtige. Was iß Pallitix denn anders als wie Bissenefz? Un e mettieh puhr Bissenefz iß es ..... frage Sie emal den Mister Roosevelt, ob ich nit recht hab. Was soll's ieberhaupt sonst sein? Perhäps e Pleschcr? Well fier den wo gelezt wird, iß es mähbieh e Pleschcr, aber dann derf er nacher nit die Päpers von der andere Pahrtie lese, wenn er nit erfahre will, was er eigentlich fier en schlechter Kerl is. Oder denke Sie vielleicht, Pallitix wär e Kunst? Sehe Sie sich emal die Schentelmänner an, wo die Pallitix mache, die Wardhielers un die Aldermänner un die Leders — well die Künstlerkipp habe nix an dene Pitschers in der Rohgsgälleric.

Pallitix iß Bissenefz un des fettels it. Un biekahs weil's e Bissenefz iß, muß mer's doch auch vom Bissenefzstandpunkt aus schädsche — off lohrs von seim eigene Bissenefz aus. Denn e Bissenefz iß nor dann e Bissenefz, wenn mer en Praffit davon hat, sonst iß es en Schoht.

Well von meim Bissenefzstandpunkt aus kann ich des riehpobblikn Ticket nit rattefeie. Perhäps werd ich dafier wohte, weil ich denk, daß mir en Schähnsch in Washington niede an schenerel Prinzeppel .... wenn die Demmekrätts vier Jahr in Pauer ware, iß es immer heiteim, daß die andere rein komme, die Konntrieh hat die Demmekrätts noch niemals nit länger wie vier Jahr stände kenne — sell iß der Limmitt.

Aber rattefeie kann ich des riehpobblikn Ticket nit .... fier Bissenefzriehsens. Habe Sie noch nit genohtitzt, daß die Fäschen ihren Kjuh immer von de Schentelmänner in Pauer nehme tut? Sell iß Jhne nuh? Off lohrs, Sie habe ebe kei Sens fier Histerieh. Wie der alte Kaiser Wilhelm regiert hat, habe die Deutsche all Seidwißkers gehabt wie der Kaiser. In Frähnz habe die Schents unterm dritte Napolium Gohties gehabt wie der Napolium. Wie der jetzig Kaiser sein Mustahsch mit ere Bartbind eraufgekämmt hat, habe se all so lang getreit, bis se auch habe sage kenne: Es iß erreicht!

Un da soll ich jetz den Hughes un den Fairbanks rattefeie? Denke Sie emal, was aus meim Bissenefz werde tät, wenn die Piepel all Wiskers rähse wirde wie die riehpobblikn Namminiehs? Un perhäps auch noch dem Fairbanks sei glattgestriche Sardellebrötche immitähte wirde! Zumache kennt ich mein Schapp. Die Riehpobblikens habe uns zwar die riel Prosperitieh geprammißt, aber was fier en Juhs iß dem Hughes sei Prosperritieh fier mich, wenn die Piepel seim Eckspempel folge un sich nit schähse lasse? Schuhr er hat noch en Hedd of Hährs, wo ihn mancher Jüngere drum beneide kann, aber da geb ich nix drum — im Hährkott iß nix drin ..... viermal im Jahr en Kwarter, aber wenn se sich's im Sommer ganz kurz klippe lasse sogar nor drei mal — des iß alles. Des Lebe vom Barberbissenefz iß der Schähf. Das heißt am Schammpuh un am Mäßädschtrietment iß noch e viel größerer Praffitt — besonners an der Fähsmäßädsch: m'r schmiert sich e Bische perfuhmt Wäselien auf die Händs, schmiert's dem Kostümer erst rechts rum un dann links rum in's Fähs; dann fahrt mer'm mit eme elektrische Gummitip zwei Minnuts immer dahin, wo mer mit de Fingers nit recht richtig hinkomme kann — sell kost't en Kwarter. Die Fähsmäßädsch hat nor ein einzigste Fohlt: sie iß noch nit poppeler genug. Wisse Sie, wenn der Mister Hughes die Fähsmäßädsch als e nähschenel Ruhl einfiehre würd, dann wär's allreit. dann kennt er sogar zwei Paar Wißkers trage un mir Barbers wäre doch sattisfeit. Aber sell iß ebe die Kwestschen; wenn er's nit tut — wo komme mir rein?

Wie gesagt rattefeie kann ich als Barber des riehpobblikn Ticket nit, aber wer iß schließlich nit nur Barber, m'r iß dieseits auch en Schettelmänn un en Pätriot un da weiß mer doch, was mer feiner Konntrieh schuldig iß ..... dessentwege sag ich, ich werd vielleicht fier den Hughes wohte, aber erst muß ich emal ausfinde, was seine Wijuhs sinn ieber Fähsmäßädsch — wenn er offe dafier rauskommt, dann nemme mir Barbers ihn un den Fairbanks, Wißkers un all. Un dieseits: die Demmekratts misse nach eim Term immer muhde an schenerel Prinzippels. Wie denke eigentlich Sie ieber en Schammpuh oder en — aha Sie sinn in der Horrieh. Allreit. Next!

## Der große Tatakotorou.

**Wie er zu seinen geliebten Tuamotuanern sprach.**

Die Tuamotuaner, ein kräftiges, gesundes und fleißiges Volk in der Südsee, wollten einen neuen Häuptling wählen, mit Mururoa, ihrem jetzigen Führer, waren sie unzufrieden, weil sie bei ihm nie wußten, woran sie waren, und weil er sich vor den verhaßten Nachbarn, den Tahitiern, die Jahrzehntelang ihr Reich geknechtet und ausgebeutet hatten, beugte und den glattzüngigen Gesellen stets zu willen war.

Mururoa hatte wenig Aussichten, als Häuptling wiedergewählt zu werden, wenn sich die einzelnen Stämme der Tuamotuaner auf einen Nachfolger einigen konnten. Die Ruhigen und Besonnenen unter ihnen glaubten in Marutea den richtigen Mann gefunden zu haben; aber die Jungen, die Krieger und die Lauten überschrien sie und bestanden darauf, daß kein anderer als der große Tatakotorou ihr Häuptling werde. Tatakotorou hatte schon einmal Tuamotus Geschicke gelenkt; die Jungen und die Krieger und die Lauten rühmten seine Heldentaten im Kampfe mit den Raitoas, einem kleinen machtlosen Fischervölkchen; aber die Weisen und Besonnenen erinnerten daran, daß gerade die Unfähigkeit des großen Tatakotorou das Land an den Rand des größten Elends gebracht habe, daß unter seiner Herrschaft Tuamotu von einer finanziellen Panik heimgesucht wurde, von der es sich bis zum heutigen Tage nicht erholt habe.

So stritten die einzelnen Parteien hin und her, und konnten sich nicht auf einen Nachfolger Mururoas einigen. Marutea, der als höchster Richter im Reiche waltete, hielt es nicht mit seiner Würde vereinbar, sich in den Zwist der Parteien zu mischen. Aber der große Tatakotorou, der sich nur zu gerne wieder als Häuptling gesehen hätte, erhob seine mächtige Stimme und sprach zu dem Volke von Tuamotu:

„Ich hoffe zuversichtlich, daß die jetzt in Ogacich versammelten Stämme sich stetig den Ernst der Lage vor Augen halten und nicht nur für Tuamotu, sondern für ganz Polynesien und die übrigen Erdteile mit Würde und Weisheit und Patriotismus handeln. Ich hoffe, daß sich die Stämme auf einen Mann von Kraft, Charakter, Standhaftigkeit, Ueberzeugung und erwiesener Fähigkeit einigen — und welcher Mann kann sich dieser Tugenden in höherem Maße rühmen als ich, der große Tatakotorou? Wir müssen einen Häuptling haben, der sich selber treu und somit auch dem Volke treu ist. Gibt es einen Mann, der treuer ist als ich? Wenn ich auch nicht immer meiner Partei treu gewesen, mir selbst war ich stets treu. Unser jetziger Häuptling hat das Volk daran gewöhnt, hochtönende Worte als Gegenwert für schäbige Taten hinzunehmen; wir brauchen einen Mann, der vom Geiste wirklich demokratischer Führerschaft beseelt, und imstande ist, unser Volk wieder auf die frühere Höhe zu erheben — wer vermöchte das besser als ich, der große Tatakotorou? Wir wollen und müssen das Gerüttelsein gegen jeden Feind als höchste Aufgabe betrachten; Mururoa hat euch mit Versprechungen vertröstet, mit Entschuldigungen abgespeist und nichts getan. Wir müssen dem Volke zeigen, daß es etwas Besseres gibt, dem es sich zuwenden kann . . . dieses Bessere bin ich, der große Tatakotorou — ich bin nicht nur das Bessere, ich bin überhaupt das Beste und ich werde nicht ruhen, bis ich das edle Volk von Tuamotu noch einmal zum besten habe. Es sind Leute unter euch, Bindestrich-Tuamotuaner, die sich offen gegen mich erklärt haben, weil ich, wie sie sagen, nicht für das Amt geeignet bin — ich sage euch, daß Keiner besser zum Häuptling taugt, als ich, mithin sind jene Bindestrich-Tuamotuaner Landesverräter, denn sie sind gegen mich und das Land bin ich! Alle loyalen Tuamotuaner müssen sich vereinen, müssen sich auf mich einigen, auf mich, den großen Tatakotorou. In diesem Sinne und aus ganzer Seele richte ich meinen Appell an die in Ogacich vereinigten Stämme: vergesset alle Streitigkeiten, vergesset alles und behaltet das Beste — und das bin ich, der große Tatakotorou, der euch sagt: Ihr sollt keine anderen Götter haben neben mir."

Die Stämme von Tuamotu haben sich noch nicht entschließen können, wen sie zum Häuptling wählen wollen.

## Der „Telegraaf".

**Auch eine Blüte im neutralen Land.**

Der „Telegraaf" ist in Amsterdam ungefähr dasselbe, was das „Telegram" in New York ist: der Schildknappe Frankreichs. Man muß beim „Telegraaf" wie beim „gram" eins anerkennen: sie sind wenigstens offene Gegner. Sie hängen sich nicht das Mäntelchen der Neutralität um, sie verschanzen sich nicht hinter die Humanität, sie haben den Mut ihrer Parteigängerschaft und heucheln nicht. Ihr Motto ist: "Vive la France!" .... und unter diesem Motto lassen sie die Forts von Lüttich immer noch weiter feuern und die Engländer im Skagerak siegen — es ist eins so wahr wie das andere.

Manchmal ist diese alliierte Heeresfolge ebenso unbequem wie schwierig. Wenn es nämlich gilt, einen unbestreitbaren Erfolg der Deutschen zu verkleinern, wobei es sich nicht gerade um einen Erfolg auf dem Schlachtfelde handeln muß.

Max Reinhardt hat mit seinen Künstlern vom Deutschen Theater im Mai in Holland ein längeres Gastspiel veranstaltet und der künstlerische Erfolg war ein über alle Erwartungen großer. Ganz Amsterdam sprach von der Meisterschaft dieser Künstler, ganz Amsterdam war sich einig über die hohe Vollendung dieser Vorstellungen — und das war dem „Telegraaf" höchst unangenehm. Totschweigen ließ sich das Gastspiel nicht, denn es war das Ereignis der Saison. In Abrede stellen konnte man den Erfolg schon garnicht, weil er Stadtgespräch war. Schreiben wußte der „Telegraaf" über das deutsche Gastspiel — aber was?

Es war geradezu belustigend zu sehen, wie sie sich wanden, um der getreuen antideutschen Leserschar nicht eingestehen zu müssen, daß die deutsche Kunst in Holland tatsächlich etwas Außergewöhnliches geleistet hat. Bei der Eröffnungsvorstellung in Rotterdam, die mancherlei Mängel aufwies, konnte der „Telegraaf" noch in schadenfroher Kritik schwelgen. „Es wurde auf der Bühne gebrüllt, wie eben nur die Deutschen zu brüllen vermögen", hieß es da. Aber schon bei der prachtvollen Aufführung von „Totentanz", mit Wegener und Bertens, für die die holländische Kritik nur Worte höchster Anerkennung hatte und die die Bedeutung des Gastspiels selbst den bisherigen Skeptikern erwies, fand der „Telegraaf" nicht mehr den Mut zu einer absprechenden Kritik, und bei der Eröffnungsvorstellung im Haag muß das deutschfeindliche Hetzorgan sich notgedrungen zu dem Geständnis herbeilassen: „Wir müssen bekennen, daß diese Aufführung der „Minna von Barnhelm" der Gesellschaft Reinhardts Gelegenheit gegeben hat zu einem glänzenden Erfolg, sowohl was das individuelle Spiel wie die Regie anlangt." Wie sauer aber das Lob dem Kritiker geworden ist, und wie er gewissermaßen die Leser des „Telegraaf" um Entschuldigung bittet, daß er gezwungen war, etwas Angenehmes von den Deutschen zu sagen, das geht aus dem Schluß der Besprechung hervor, wo es heißt: „So viel über die künstlerische Würdigung der Vorstellung. Was aber die politischen Absichten anlangt, mit denen dieses Gastspiel verknüpft ist, so rufe ich aus voller Brust: "Vive la France et Vivent les Alliés!"

Das ist kindisch und geschmacklos. Das ist keine Kritik, das ist dummes Geschwätz eines Hohlkopfs .... die alberne Phrase eines Schwätzers, der glaubt, etwas sagen zu müssen und nichts besseres zu sagen weiß, als die eingedrillte Papageienmarke: "Vive la France!" Und während sie schreien: Es lebe Frankreich — stirbt Frankreich durch seine falschen Freunde und für seine falschen Freunde.

## „Rule Dai Nippon!"

**Das neue Nationallied der Japaner.**

Sie gestatten, daß wir vorstellen: S. Katayama aus Kobe — Dichter.

Kobe liegt in Japan .... warum soll es in dem Lande der Kirschenblüte, der Chrysantemen, der aufgehenden Sonne, der Madame Butterfly und anderen Geishas keine Dichter geben? Japan steht auf der Bühne, in den Bilderbüchern und auf den braun und schwarz lackierten Tabletten so poetisch aus .... warum soll es in Japan keine Dichter geben? Japan hat den anderen Völkern mit offenartiger Geschicklichkeit alles nachgeahmt .. warum soll Japan nicht auch Dichter haben?

Und es hat einen: S. Katayama aus Kobe. Katayama ist voraussichtlich ein Name so gut wie irgend ein anderer in Japan; hat wohl auch eine besondere Bedeutung, wie bei uns Müller, Maier, Schulze oder Smith. Was Katayama zu bedeuten hat, wissen wir nicht. Der Name hat etwas anheimelndes ... Katayama .... es klingt beinahe wie „Katerjammer" (das männliche für „Katzenjammer"?)

S. Katayama aus Kobe hat ein Gedicht gedichtet, das man gut, schlecht oder indifferent finden mag, in jedem der drei Fälle ist es bezeichnend für die Stimmung im japanischen Volke. Und diese Stimmung verdient Beachtung, hauptsächlich hier in Amerika, weil die Japaner so außerordentlich liebenswürdig sind gegen die Amerikaner .... wenn die Katzentiere am freundlichsten sind, muß man sich am meisten vor ihren Krallen hüten.

Die Amerikaner schenken den Japanern zu wenig Beachtung; das könnte sich einmal bitter rächen — wenn es zu spät ist. Und das Gedicht des S. Katayama aus Kobe läßt darauf schließen, daß Gefahr im Anzuge ist. Das Gedicht hat ein der japanischen Sprache mächtiger Deutscher in folgenden Versen wiedergegeben:

„Als Nippon auf des Herrn Gebot
Der Flut enttaucht im Morgenrot,
Hallt' tönend durch die weite Welt
Ein Ruf vom blauen Himmelszelt:
Zur Herrschaft, Japan, bist du geboren!
Erhebe dich stolz mit der Morgensonne,
Ich hab' dich zum Herrn dieser Erde erkoren!

Zerrissen von Haß und blinder Wut
Sinkt hin Europa im eigenen Blut.
Doch du, von Schuld und Fehle rein,
Sollst dieser Erde Hüter sein!
Zur Herrschaft, Japan, bist du geboren!
Erhebe dich stolz mit der Morgensonne,
Ich hab' dich zum Herrn dieser Erde erkoren!

Man kann das Gedicht gut, schlecht oder indifferent finden — man wird ihm eine tiefere Bedeutung nicht absprechen dürfen. Umsoweniger als mehrere japanische Blätter diese Verse unter der Ueberschrift abgedruckt haben: „Rule Dai Nippon!" Daß klingt herausfordernd .... Zukunftsmusik ..... der Erde des „Rule Britannia".

Eine Herausforderung — und Onkel Sam wird der Erste sein, den Nippon vor die Klinge fordern wird .... der Jap ist nicht von denen, die immer weiter schweifen: Seht, Manila liegt so nah ... und Guam ..... und Hawaii ....

Wir finden das Gedicht schlecht — miserabel schlecht als Gedicht; vielleicht klingt es im japanischen Original des S. Katayama aus Kobe besser. Das Gedicht ist schlecht in der Form, aber der Inhalt, der Geist .... Nippon der zum Herrn dieser Erde erkoren!

„Völker Europas (und Amerikas) wahrt Euere heiligsten Güter!"

Denn wenn sich erst die gelbe Sintflut über die Welt ergießt, dann ist's zu spät. Dieser Katayama mag ein schlechter Dichter sein, uns sei er ein guter Warner.

## Sancta Simplicitas.

**Ein spätes Opfer der französischen Zensur.**

Demosthenes, der größte Redner des Altertums, geboren 383 vor Christi Geburt; gestorben 322.

Zuerst im Jahre 351 und von da ab Jahrzehnte hindurch, hat der große Staatsmann der Athener seiner glühenden Vaterlandsliebe und seiner wohlbegründeten Furcht vor den gefährlichen Plänen des schlauen Makedonierkönigs Philipp in meisterhaften Reden Ausdruck verliehen. Diese Reden wurden durch zweiundzwanzig Jahrhunderte als Meisterwerk anerkannt — zum großen Leidwesen der Gymnasiasten, die sie in der Ursprache studieren mußten. An dem Inhalte der Reden hat in diesen zweiundzwanzig Jahrhunderten kein Mensch Anstoß genommen, das blieb dem französischen Zensor im Jahre 1916 vorbehalten. Der hochselige Demosthenes wird sich darob nicht in seinem Grabe umdrehen, er wird ein tiefgefühltes „Schafskopf" in seinem besten Griechisch seufzen — was wiederum der Zensor nicht verstehen wird, denn ihm ist es Griechisch. Der hochselige Demosthenes braucht sich auch nicht weiter aufzuregen, denn der Blamierte ist nicht er, sondern der von ihm ganz richtig gekennzeichnete Schafskopf von einem Zensor.

Der Pariser Buchhändler Flourry kam kürzlich auf den guten und harmlosen Gedanken, zur Belehrung der französischen Jugend ausgewählte Stücke aus den Reden des Demosthenes gegen König Philipp in neuer Uebersetzung herauszugeben. Lediglich der Form halber überreichte er ein Exemplar dem Zensor, denn er dachte nicht einen Augenblick daran, daß diese Reden jetzt, nach zweiundzwanzig Jahrhunderten beanstandet werden könnten. Kein vernünftiger Mensch wird in dieser Hinsicht anderer Ansicht sein — kein vernünftiger Mensch, aber ein Zensor ist . . . kurzum der Zensor war anderer Meinung: als Monsieur Flourry seine Demosthenes-Ausgabe wiederbekam, wurde ihm blau vor den Augen vor allen den blauen Zensurstrichen.

Wir geben im Folgenden einige der zahlreichen Zensurproben, den Text, wie er vom Zensor verstümmelt und von der „Oeuvre", ohne Zweifel ohne Erlaubnis des Zensors, wiederhergestellt wurde. Die gestrichenen Stellen sind durch Sperrung bezeichnet:

„Eines wundert mich: keiner von euch, Athener, überlegt mit Entrüstung, daß ihr den Krieg angefangen habt, um Philipp zuzüchtigen, und daß ihr jetzt nur noch den Wunsch hegt, euch vor seinen Schlägen zu retten."

„Im gegenwärtigen Stand eurer Kräfte könntet ihr, selbst wenn die Umstände euch Amphipolis geben würden, das Geschenk nicht entgegennehmen, da bei euch alles in der Schwebe ist, die militärischen Vorbereitungen und selbst die Entschließungen."

„In euren Dekreten ist alles großartig, aber wenn die Stunde der Ausführung kommt, sieht man auch nicht die bescheidenste Tat."

„Wenn es sich um Expeditionen handelt, sei's nach Methone, nach dem Pagasäischen Golf oder nach Potigäa, läßt ihr immer die günstige Gelegenheit vorüber gehen."

An mehreren Stellen hat der Zensor das Wort „Frieden" gestrichen, das beste aber hat er mit der Streichung der folgenden Stelle geleistet: „Jeder hat den größten Erfolg in dem, was ihn am meisten interessiert: Philipp in den Taten und ihr in den Reden!" Diesen Satz hat der Zensor allerdings nachträglich wieder zugelassen. Offenbar schien er ihm, auf gewisse Umstände in der Gegenwart angewandt, doch zu wahr.

Der hochselige Demosthenes, der vor 2238 Jahren gestorben ist, hat in seinen Reden an die Athener allerdings — den Franzosen und Engländern bittere Wahrheiten gesagt. Und der Zensor hat die Franzosen und Engländer nun deutlich darauf aufmerksam gemacht. Besten Dank!

## Ein Reitersmann.

**Zu Gott ein als Soldat und brav.**

Am 30. April ist Rittmeister Graf Holck bei einem Luftkampf vor Verdun tödlich verunglückt und gestorben.

Mit ihm starb ein trefflicher Soldat, ein frischer fröhlicher Reitersmann und ein Sportsmann, wie es in Deutschland wenige gibt. Mit ihm hat die große Masse, das „Volk" der Rennbahnen, seinen erklärten Liebling verloren.

Graf Holck war mit Leib und Seele dem Sport ergeben, er war der erfolgreichste deutsche Herrenreiter und erzielte bei 938 Ritten 234 Siege. Als das Vaterland rief, folgte er jubelnd — ein echter rechter Reitersmann vom alten Schlage, dem erst im Felde, wenn die Kanonen donnern und der Pallasch auf die Feinde niedersaust, recht wohl zumute ist — den Standarten. Er hat mit seinen 9. Dragonern den Todesritt bei Borzymic mitgeritten — und kam heil davon. Er trat zu den Fliegern über und sein Name hatte unter den Helden der Luft bald ebensoguten Klang wie auf der Rennbahn; seine Tollkühnheit, sein lebenverachtender Mut, sein keine Gefahr scheuendes Draufgängertum bestimmte ihn zum Meisterflieger. Die Mackensen Offensive am Balkan war im vollen Zuge, da erfuhr man eines Tages von einem Aufklärungsflug des Grafen über die Schwarzen Berge von Montenegro; Graf Holck erlitt einen Maschinendefekt und mußte nach einem tollen Geistflug eine Notlandung in den felsigen Bergen bewerkstelligen — und kam heil davon. Die Montenegriner nahmen ihn gefangen, sie behandelten ihn nicht schlecht und er kam auch da heil davon: nach einigen Tagen drangen die Oesterreicher in Montenegro ein, besetzten das ganze Ländchen und befreiten den Grafen aus der Gefangenschaft. Das Holck'sche Glück, das ihm auf dem Turf zur Seite gestanden, war ihm auch im Kriege treu geblieben.

Der Graf ließ sich nach kurzem Besuch bei den Seinen in Dithmarschen nach dem Westen versetzen; in den Kämpfen um Verdun hat er sich durch seine kühnen Luftritte ausgezeichnet, bis er am letzten April im Luftkampfe abgeschossen wurde — die launische Fortuna hatte ihren langjährigen Günstling verlassen.

Der deutsche Kronprinz, der selbst leidenschaftlicher Reiter und eifriger Sportsmann ist, nahm an dem Grafen persönlich lebhaftes Interesse, er fühlt sich zu dem dreißigjährigen Rittmeister durch die gemeinschaftlichen Ziele hingezogen. In einem innigen Beileidstelegramm an die Wittwe sagte der Kronprinz:

„Die Nachricht, daß eine tödliche Kugel des Gegners Ihren lieben braven Mann in kühnem Luftkampfe ereilte, hat mich aufs schmerzlichste getroffen. Sie wissen, liebe Gräfin, ein wie guter, werter Kamerad er mir war, wie oft und gern ich seinen Schneid, seine Willenskraft und Geschicklichkeit bewundert habe. Einzig stehen seine sportlichen Leistungen als beste des Landes da. Und so gehörte er auch zu meinen verwegensten, mutigsten Fliegern, dessen mir und meiner Armee in unermüdlicher aufopfernder Tätigkeit vor Verdun geleistete Dienste unvergessen bleiben. Seien Sie versichert, daß ich Ihren Schmerz und Ihre Trauer aufrichtig teile und dem leider zu früh abberufenen heldenhaften Offizier und Freund ein ehrendes treues Andenken bewahren werde."

Und der ehemalige Garde-Ulan und spätere Dragoner hatte nicht nur unter den Vornehmen seine Freunde, er erfreute sich auch der Liebe der kleinen Leute. Er machte sich den Spaß, gelegentlich vor dem Rennen bis an das Feld heranzureiten, wo Kopf an Kopf die große Menge an die Barriere drängte. Dann gab es mitunter ein freundliches Zwiegespräch. Aus der Menge rief es: „Na, Holcken, nu man feste druff!"

„Haste denn watt uff mir?" fragte der Graf lachend.

„Nu nadierlich .... zwee Märker."

„Watt? Zwee Märker . . . na dann freilich! Also da wer'n m'r man reiten, Männeken."

Die kleinen Leute hatten Holcken gern, er ritt oft Außenseiter und er brachte sie so manches liebe Mal als erste durch's Ziel. Die kleinen Leute werden, wie der Kronprinz, dem Grafen Holck ein ehrendes treues Andenken bewahren.

## Der Gastfreund.

**Der Grieche und die Alliierten in Saloniki.**

In einem Kaffeehause in Saloniki.

Ein griechischer Offizier sitzt mit mehreren englischen und französischen Offizieren zusammen. Die Herren von der Allianz sind bemüht, sich dem griechischen Kameraden von der liebenswürdigsten Seite zu zeigen, aber es liegt so etwas in der Luft . . . etwas Gewitteriges . . . etwas Explosiv-gefährliches.

Die Franzosen, die sich noch immer als die Kavaliere aufspielen, versichern dem Griechen, daß Frankreich nur mit Widerstreben in die Besetzung der griechischen Hafenstadt eingewilligt habe.

„Mon Dieu, was will man schließlich machen; die eiserne Notwendigkeit fragt nicht viel nach Neigungen .... das harte Muß regiert unsere Entschlüsse. Uebrigens werden wir die Rechte Griechenlands niemals verletzen."

Die mit einer gewissen Herablassung geäußerten Worte ärgerten den Griechen: „Wir erwarten von Ihrem Anstande nichts anderes. Sie sind schließlich doch wohlerzogene Menschen und als solche muß Ihnen die Gastfreundschaft hoch stehen .. denn Sie sind doch zu Gast bei uns, meine Herren, nur zu Gast. Wir Griechen haben von Alters her Gastfreundschaft heilig gehalten."

Diese scharfe Entgegnung des Griechen veranlaßte wiederum einen englischen Offizier, sich in das Gespräch zu mischen; dieser Engländer unterschied sich sehr wesentlich von seinen Waffenbrüdern: er besaß Bildung, eine sehr gründliche Bildung. Der ungebildete Engländer ist roh; der gebildete Engländer ist brutal.

„Sie meinen — bemerkte er lässig — daß Ihr Griechenvolk von Alters her die Gastfreundschaft heilig gehalten hat? Mir ist da aus meiner Jugend eine Geschichte in der Erinnerung geblieben. Ein gewisser Jason zog einst mit einer Anzahl gleichgesinnter Freunde nach Kolchis; sie fanden dort gastfreundliche Aufnahme im Palaste des Königs und ließen es sich gut gehen. Unter dem Deckmantel größter Freundlichkeit heckten sie schwarze Pläne aus, denn sie waren gekommen, um den Kolchern ihr kostbarstes Heiligtum, das goldene Vließ, zu rauben. Jason betörte Medea, die in Zauberkünsten bewanderte Königstochter; sie half ihm zur Erreichung seines Zieles. Und wie dankten Jason und seine Freunde aus Griechenland die Gastfreundschaft des Kolcherkönigs? Sie raubten das heilige goldene Vließ, sie töteten den Sohn des Königs und entführten ihm die Tochter. Sind Sie immer noch der Ansicht, daß die Griechen von Alters her die Gastfreundschaft heilig gehalten haben?"

Es entstand eine peinliche Pause. Die französischen Offiziere blickten verlegen auf den Griechen; der aber trank ganz gelassen sein Glas leer, stand auf, drückte die Mütze in den Kopf und schob die Degengurt zurecht.

„Sie haben die Geschichte nicht zu Ende erzählt, mein Herr. Wissen Sie, wie jener Jason gestorben ist? — — — Er hat nach dem gewaltsamen Tode seiner Kinder und seiner Gattin Selbstmord begangen. Mahlzeit, meine Herren!"

## Für Nicht-Stotterer.

**Ein Kriegsscherz vom flandrischen Kampfgebiet.**

Die Geschichte ist vielleicht nicht wahr. Die Geschichte ist ganz gewiß nicht wahr, die hat irgend ein witziger Kopf erfunden.

Das tut nichts, sie ist jedenfalls gut, folglich darf man sie nacherzählen.

Die Geschichte ist ein wenig verwickelt. Das tut ebenfalls nichts, wir haben ja Zeit, und können sie entwirren — außerdem kommt es bei der Geschichte weniger auf die Geschichte selbst an als auf die Pointe.

Da droben in Flandern hatte eine deutsche Feldwache einen farbigen Engländer erwischt — einen Kaffern, was sich allerdings erst später herausstellte als man genauer hinsah. Auf den ersten Blick erkannte man ihn nicht als einen Kaffer ... das geht manchmal bei Kaffern an: sie sind es, aber man sieht es ihnen garnicht an. Erst wenn man sie näher kennen lernt.

Dieser farbige Engländer war wie ein Schotte uniformiert; beim Verhör durch den Leutnant gab er an, daß er ein Hottentotte sei. Er fügte hinzu, er gehöre zu einer Rotte, die einen Ueberfall auf die Feldwache beabsichtige; er habe sich offenbar verirrt, sei seiner Hottentottenrotte vorausgeeilt und zu früh in der deutschen Linie angelangt.

Die Angaben des Mannes erwiesen sich in jeder Hinsicht als wahr: er war ein Hottentottenschotte und der Rest der Hottentottenrotte stellte sich kurz darauf ein. Bald hörte man im Vorfeld Schüsse ... der Leutnant eilte mit zwanzig Mann zu den Vorposten und erfuhr dort, daß die Tete der Hottentotten einen Vorstoß versucht hatte, aber bis auf den letzten Mann abgeschossen worden war. Er wartete eine volle Stunde auf die Erneuerung des Angriffes und ging dann mit seinen Leuten auf die Feldwachstellung zurück.

Hier angekommen, ließ er den Unteroffizier Müller bei der Vorpostenkompagnie anklingeln, um das Vorgefallene zu melden. Es gab folgende Unterhaltung zwischen Müller und dem Unteroffizier Schulze von der Vorpostenkompagnie:

Müller: „Du, Schulze, wir haben einen Schotten erwischt. Das heißt, verstehst du, einen Hottentottenschotten. Der Kerl gehört zu einer Rotte, deren Tete wir eben bei einem Angriffsversuch weggeputzt haben. Weggeputzt, verstehst du, Schulze?"

Schulze: „Ja, aber nur undeutlich. Es ist so ein Tuten im Apparat, weißt du. Kommt das vielleicht von eurem Gefecht? Oder sind das die Hottentottenschotten, die da tuten?

Müller (nach einer kurzen Rücksprache mit dem Leutnant): „Du, Schulze, der Herr Leutnant läßt sagen, hier tutet kein Mensch. Oder, ob du vielleicht denkst, daß die Hottentottenschottenrottentetentoten tuten täten?"

## Der Regulator in Arkansas

**Erinnerungen an einen deutschen Schriftsteller in Amerika.**

Am 10. Mai waren es hundert Jahre, daß Friedrich Gerstäcker in Hamburg das Licht der Welt erblickte. In normalen Zeiten wäre auch dieses Tages gedacht worden, denn Gerstäcker's Reiseromane haben auch heute noch ihre zahlreichen Freunde; seine Gefolgschaft ist nicht mehr so groß wie vor fünfzig Jahren, aber seine Schriften sind immer noch frisch und lebendig. In der Kriegszeit hat man bestenfalls für die ganz Großen Zeit übrig, für einen Shakespeare oder Cervantes, ein Gerstäcker kann nicht erwarten, daß man seiner gedenkt, wenn draußen Millionen einen Verzweiflungskampf von gigantischer Ausdehnung führen.

Gerstäcker's Romane haben sich eine gewisse Frische bewahrt und die darf man seiner Art zu schaffen zuschreiben; er bekannte selbst, daß seine ganze schriftstellerische Tätigkeit lediglich auf augenblicklicher Eingebung beruhe.

„Ich schreibe nieder, was mir gerade einfällt. Wenn ich mich dazu hinsetze, habe ich vorher nie darüber nachgedacht. Meine Inspiration kommt aus der Feder, nicht aus dem Geist. Ihr Kritzeln ist das, was mich anregt und meine Vorstellungen wach macht. Je länger, je rascher ich sie über das Papier hinfahren höre, je gesteigerter wird mein Zustand, je schöpferischer meine Seele. Erst das Schreiben macht mich zum Schriftsteller, ohne Feder bleibe ich ein Klotz."

Gerstäcker verkehrte in den sechziger Jahren in St. Louis viel mit Karl Schurz; aus einem Briefe, den Schurz an seine Gattin schrieb, geht hervor, daß die merkwürdigen Abenteuer, die unheimlichen Erlebnisse und gewagten Jagdstücke, von denen es in Gerstäcker's amerikanischen Erzählungen wimmelt, sich in einem gewissen Gegensatz zu seiner nicht sonderlich wagemutigen Persönlichkeit befanden.

„Wir legten es darauf an", erzählt Karl Schurz, „Gerstäcker gesprächsweise einige von den Münchhausiaden zu entlocken, in denen er so stark ist. Aber es schien, er merkte den Braten, und so konnten wir nichts aus ihm herauskriegen als eine einzige Hyäne, die er auf einer nächtlichen Jagd in Afrika geschossen haben wollte. Köstlich war es, daß ein hiesiger Bekannter, bei dessen Bruder Gerstäcker früher in Arkansas neun Monate lang gewohnt hatte, uns erzählte, man habe damals umsonst versucht, den Mann, der die Literatur mit seinen ungeheuerlichen Jagdgeschichten erfüllte, ein einziges Mal während der ganzen Zeit zur Teilnahme an einem Jagdzug zu bewegen; und doch schrieb er darauf das Wunderbarste von seinen Jagden und Taten."

In dieser Hinsicht unterscheidet sich der deutsche Reiseschriftsteller der sechziger Jahre nicht von seinen späteren Kollegen, von den deutschen Reiseschriftstellern unserer Zeit, die hierher kommen, die Nase in's Land stecken und von den New Yorker Stammtischen vielleicht auf einer Spritztour nach Chicago an den Niagara Fällen vorbeikommen. Dann kennen sie Land und Leute — wie sie glauben machen wollen — so genau, daß es zu einem oder mehreren Bänden „Reisebriefe" langt. Leider fehlt dabei Gerstäcker's Inspiration und seine lebhafte Phantasie; die Briefe werden nach fünfzig Jahren nicht mehr so frisch und lebendig sein . . . sie sind es nicht einmal bei ihrem Erscheinen.

## Kriegs-Sprichworte.

**Alte Sprüche in zeitgemäßer Umwandlung.**

Des Nachts sind sogar alle Katzen feldgrau.

Wer „U" jagt, muß auch „S" jagen.

Der Mann, der das Wenn und das Aber erdacht, hat sicher aus der Skagerakschlacht einen Britensieg schon gemacht.

Wer Acht hat, findet — auch den neunten Feind.

Der Brite holt die Kastanien mit den Pfoten der Franzosen aus dem Feuer.

Albion und Stolz wachsen auf einem Holz.

Laß die linke Hand in Portugal nicht wissen, was die rechte Hand in Italien tut.

Asquith schützt vor Torheit nicht.

Bist du Frankreich, sei geduldig; bist du Deutschland, haue zu!

Der Kitchener stirbt, der Kriegsminister nicht.

Mit Montenegro fängt man an, mit England hört man auf.

Reuter-Depeschen haben kurze Beine.

Wenn die Not am größten, sind die Höchstpreise am nächsten.

## Die Geschichte vom Golom.

**Lee Greenspoon erzählt von einem wunderbaren Automaten.**

Gut Schabbes Herr Rebakteurleben!

Ich bin emal gefahren spät zu Nacht in ä Droschke nach Haus, was war gewesen weit draußen vor der Stadt. De Droschke war gewesen nebbich ä Droschke yn das Pferd war gewesen noch ä viel größerer Nebbich von ä Pferd. Es hat geregnet, was hat können runter vom Himmel. Wie mer endlich waren gewesen am Ziel, hab ich gesagt: „Da habense ihr Mesummen (Geld), nu machense, daß Se kommen im Stall mit dem Pferd, es werd haben schon Heimweh."

„Wie heißt im Stall?" hat gesagt der Kutscher. „Dem Pferd muß noch ar